

RAMÓN MARÍA DEL  
VALLE-INCLÁN



FRÜHLINGSSONATE

Gedichte

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5301

Als junger Mann wird Marqués de Bradomín auf Weisung des Papstes an den florentinischen Hof Liguras entsandt. Der Herr der Stadt soll aus seinen Händen den Kardinalshut empfangen. Doch der Empfänger liegt im Sterben, und als Marqués de Bradomín die älteste der fünf bildhübschen Töchter der Fürstin erblickt, ändern sich seine Pläne. Die Verführung María Rosarios, längst dem Kloster versprochen, nimmt ihren Lauf. Doch sein Geschick, sein Wille, das Spiel mit Schuld und Imagination kosten ein Opfer, das nicht wiedergutzumachen ist.

Ramón del Valle-Inclán (1866–1936) gehörte der *Generación del 98* an. Er ist zentraler Vertreter des Modernismo. Als Dramatiker und Prosaautor attackierte er regelmäßig die Heuchelei und Bigotterie des Bürgertums sowie den Militarismus, Patriotismus und die katholische Kirche in seinem Heimatland. Sein Roman *Tyrann Banderas* gilt als einer der ersten Diktatorenromane.

RAMÓN DEL  
VALLE-INCLÁN

FRÜHLINGSSONATE

Memoiren des Marqués de Bradomín

Aus dem Spanischen  
von Anneliese Botond

SUHRKAMP

Die spanische Originalausgabe erschien 1904 unter dem Titel  
*Sonata de primavera. Memorias del Marqués de Bradomín.*

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5301

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1980

© Jaime del Valle-Inclán Blanco 1980

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47301-6

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Frühlingssonate



*Diese Seiten sind ein Bruchstück aus den »Liebenswerten Memoiren«, die der Marqués de Bradomín, schon hochbetagt, im Exil zu schreiben begann. Ein wunderbarer Don Juan. Der wunderbarste vielleicht von allen!*

*Er war häßlich, katholisch und empfindsam.*



Die Nacht brach an, als die Postchaise die Porta Salaria hinter sich ließ und die Fahrt durch das von Geheimnis und fernen Geräuschen erfüllte Land begann. Es war die klassische Landschaft des Rebstocks und der Olive, mit ihren verfallenen Aquädukten und den anmutig wie Frauenbrüste gewellten Hügeln. Die Postchaise fuhr auf einer alten Pflasterstraße: Die Maultiere, mit denen sie bespannt war, schüttelten schwer die Kummete, und das fröhliche, ungleiche Geläut ihrer Glocken weckte ein Echo in den blühenden Olivenhainen. Alte Gräber säumten den Weg, und von düsteren Zypressen sank ehrwürdiger Schatten auf sie herab. Die Postchaise fuhr auf der Pflasterstraße fort und fort, und müde vom Hinausschauen in die Nacht fielen mir schlaftrunken die Augen zu. Zuletzt schlief ich ein und erwachte erst wieder im Morgengrauen, als der schon bleiche Mond am Himmel erlosch. Bald hörte ich, noch steif von Stillsitzen und Nachtkälte, den Gesang der ersten Hähne und das hüpfende Murmeln eines Bachs, der mit der Sonne aufzuwachen schien. In der Ferne hoben sich zinnenbewehrte Mauern schwarz und düster gegen kaltblaue Wolkenmassen ab. Es war die alte, die edle, die fromme Stadt Ligura.

Wir fuhren durch die Porta Lorenziana ein. Die Postchaise fuhr langsam, und dem Geläut der Maultiere antwortete in den menschenleeren, mit Gras bewachsenen Gassen ein höhnisches, fast blasphemisches Echo. Drei alte Frauen kauerten wie Schatten wartend vor dem Portal einer Kirche, das noch ge-

schlossen war, während andere, ferne Glocken schon zur Frühmette läuteten. Die Postchaise fuhr eine Gasse zwischen Gärten, Herrenhäusern und Klöstern entlang, eine alte, mit Steinplatten belegte, hallende Gasse. Unter den düsteren Dachvorsprüngen flatterten Spatzen, und am Ende der Gasse erstarb in einer Mauernische die Lampe. Bei dem gemächlichen Schritt der Maultiere konnte ich die Muttergottes erkennen: Sie hielt das Kind auf ihrem Schoß, und das Kind, lachend und nackt, streckte die Arme aus, um einen Fisch zu erhaschen, den die jungfräulichen Finger der Mutter wie in einem unschuldigen, himmlischen Spiel emporhielten. Die Postchaise stand still. Wir waren an der Pforte des Collegium Clementinum angekommen.

Es war in den glücklichen Zeiten, als der Papst König war, und das Collegium Clementinum hatte noch alle seine Vorrechte, Sonderrechte und Einkünfte. Noch war es Zuflucht illustrier Männer, noch wurde es edler Hort der Wissenschaften genannt. Das Rektorat übte seit langer Zeit ein berühmter Prälat aus: Monsignore Stefano Gaetani, Bischof von Betulia, aus der Familie der Fürsten Gaetani. Diesem Mann voll christlicher Tugenden und theologischer Wissenschaft brachte ich den Kardinalshut. Seine Heiligkeit hatte meine jungen Jahre dadurch auszuzeichnen gewünscht, daß er unter seinen Nobelgarden mich für eine so hohe Mission erwählt hatte. Ich bin ein Bibiena di Rienzo durch die Linie meiner Großmutter auf Vaterseite, Julia Aldegrina, Tochter des

Fürsten Maximo di Bibiena, die 1770 starb, vergiftet von der berühmten Schauspielerin Simonetta la Corticelli, der ein langes Kapitel in den Memoiren des Chevalier de Seingalt gewidmet ist.

Zwei Pedelle in Soutane und Birett wandelten im Kreuzgang. Sie waren alt und zeremoniös. Als sie mich eintreten sahen, eilten sie mir entgegen:

»Ein großes Unglück, Exzellenz! Ein großes Unglück!«

Ich blieb stehen und sah von einem zum andern:

»Was ist geschehen?«

Die zwei Pedelle seufzten. Einer der beiden begann:

»Unser weiser Rektor . . .«

Und der andere, weinerlich und schulmeisterlich, berichtigte:

»Unser vielliebender Vater, Exzellenz . . .! Unser Vater, unser Lehrer, unser Leitbild – liegt im Sterben. Gestern erlitt er einen Anfall, als er sich im Hause seiner Schwester aufhielt . . .«

Und hier berichtigte der andere Pedell, der sich schweigend die Augen gewischt hatte, seinerseits:

»Der Fürstin Gaetani, einer spanischen Dame, die mit dem älteren Bruder Seiner Hochwürden, dem Fürsten Filippo Gaetani, verheiratet war. Es ist noch kein Jahr her, daß er auf einer Jagd ums Leben gekommen ist. Auch ein großes Unglück, Exzellenz . . .!«

Ein wenig ungeduldig unterbrach ich ihn:

»Ist Monsignore ins Collegium zurückgebracht worden?«

»Die Frau Fürstin hat es nicht zugelassen. Ich sage Euch ja, daß er im Sterben liegt.«

Ich verbeugte mich in feierlichem Gram:

»Fügen wir uns dem Willen Gottes.«

Die zwei Pedelle bekreuzigten sich fromm. Hinten

im Kreuzgang erklang silbern, ernst, liturgisch das Läuten eines Glöckchens. Es war die heilige Wegzehrung für Monsignore, und die beiden Pedelle nahmen die Birette ab. Kurz darauf begannen die Kollegiaten ihren Zug unter den Spitzbogen: Humanisten und Theologen, Kirchenlehrer und Baccalaurei bildeten eine lange Prozession. In zwei Reihen traten sie betend in dumpfem Gemurmeln unter einem Bogen hervor. Ihre auf der Brust gefalteten Hände preßten die Birette, während die wehenden Schärpen die Fliesen fegten. Ich beugte ein Knie zu Boden und blickte die Vorüberziehenden an. Baccalaurei und Kirchenlehrer blickten ihrerseits mich an. Mein Nobelgarde-Mantel verkündete, wer ich war, und sie besprachen es leise. Als alle vorbei waren, erhob ich mich und folgte ihnen nach. Das Glöckchen der Sterbesakramente läutete schon am Ende der Gasse. Hin und wieder trat ein andächtiger Alter mit brennender Laterne aus seinem Haus, bekreuzigte sich und schloß sich dem Zuge an. Auf einem menschenleeren Platz hielten wir vor einem Palast, dessen Fenster alle erleuchtet waren. Langsam betrat der Zug den geräumigen Innenhof. Unter dem Mauergerölbe verdüsterte sich das Raunen der Gebete, und siegreich flatterte der Silberklang des Glöckchens über den gedämpften, traurigen Stimmen.

Wir stiegen die herrschaftliche Treppe hinan. Alle Türen waren frei passierbar, und alte Diener mit Wachsfackeln geleiteten uns durch die verwaisten Säle. Der Raum, in dem Monsignore Stefano Gaetani

mit dem Tode rang, lag in religiösem Dunkel. Der edle Prälat ruhte auf einem alten Bett unter seidenem Betthimmel. Er hatte die Augen geschlossen: Sein Kopf verschwand in der tiefen Mulde der Kissen, und im Halbschatten hob sein geschwungenes Profil eines römischen Patriziers sich regungslos, weiß, totenhaft ab wie das Profil einer ruhenden Grabfigur. Vor dem Altar, der im Hintergrund des Zimmers stand, beteten kniend die Fürstin und ihre fünf Töchter.

Die Fürstin Gaetani war eine noch immer schöne Dame, weißhäutig und blond. Ihr Mund war sehr rot, ihre Hände weiß wie Schnee, die Augen goldfarben und goldfarben das Haar. Als sie mich sah, heftete sie einen langen Blick auf mich und lächelte in lebenswürdiger Traurigkeit. Ich verneigte mich und betrachtete sie von neuem. Die Fürstin Gaetani erinnerte mich an das Bild der Maria Medici, das Peter Paul Rubens anlässlich ihrer Vermählung mit dem König von Frankreich gemalt hat.

Kaum vermochte Monsignore die Augen zu öffnen und den Kopf aus den Kissen zu heben, als der Priester, der das Sterbesakrament trug, an sein Bett trat: Sobald er die Kommunion erhalten hatte, sank sein Kopf kraftlos zurück, und seine Lippen stammelten inbrünstig und unbeholfen ein lateinisches Gebet. Schweigend begann der Zug sich zurückzuziehen. Auch ich verließ das Gemach. Als ich das Vorzimmer durchquerte, trat ein Geistlicher aus der engeren Umgebung Monsignores zu mir: »Ihr seid zweifellos der Abgesandte Seiner Heiligkeit . . .?«

»So ist es. Ich bin der Marqués de Bradomín.«

»Die Fürstin hat es mir eben gesagt . . .«

»Die Fürstin kennt mich?«

»Sie hat Eure Eltern gekannt.«

»Wann kann ich ihr meine Aufwartung machen?«

»Die Fürstin wünscht Euch jetzt gleich zu sprechen.«

Wir traten zur Seite, um das Gespräch in einer Fensternische fortzusetzen. Als die letzten Kollegiaten gegangen waren und das Vorzimmer leer blieb, blickte ich instinktiv auf die Schlafzimmertür und sah die Fürstin: Umringt von ihren Töchtern trat sie heraus, mit einem Spitzentüchlein sich die Augen wischend. Ich ging auf sie zu und küßte ihr die Hand. Sie murmelte schwach:

»Unter welch traurigen Umständen sehe ich dich wieder, mein Sohn.«

Die Stimme der Fürstin Gaetani weckte in meiner Seele eine Welt ferner Erinnerungen, denen jene

fröhliche und glückliche Unbestimmtheit von Kindheitserinnerungen eignete.

»Was weißt du von deiner Mutter? Als Kind sahst du ihr sehr ähnlich, jetzt nicht mehr . . . Wie oft hielt ich dich auf meinem Schoß! Erinnerst du dich nicht an mich?«

Ich murmelte unschlüssig:

»Ich entsinne mich der Stimme . . .«

Und schwieg in Gedanken an die Vergangenheit. Die Fürstin Gaetani betrachtete mich lächelnd, und plötzlich entdeckte mir das goldfarbene Geheimnis ihrer Augen, wer sie war.

»Erinnerst du dich jetzt?«

»Ja . . .«

»Wer bin ich?«

Wieder küßte ich ihre Hand und antwortete dann:

»Die Tochter des Marqués de Agar . . .«

Sie lächelte traurig in Erinnerung an ihre Jugend und stellte mich ihren Töchtern vor:

»María del Rosario, María del Carmen, María del Pilar, María de la Soledad, María de las Nieves . . . Alle fünf sind Marien.«

Mit einer einzigen, tiefen Verneigung grüßte ich sie alle. Die Älteste, Maria del Rosario, war eine Frau von zwanzig Jahren, und die Kleinste, Maria de las Nieves, ein Kind von fünf. Alle erschienen sie mir schön und freundlich. María del Rosario war bleich, und in ihren schwarzen Augen lag ein inbrünstiger, schmachtender Glanz. Die anderen hatten, in allem der Mutter ähnlich, goldfarbene Augen und goldfar-

benes Haar. Die Fürstin nahm Platz auf einem breiten, karminroten Damastsofa und begann leise mit mir zu sprechen. Mit einem schüchternen und zugleich liebenswürdigen Lächeln zogen sich ihre Töchter schweigend zurück. María del Rosario ging als letzte hinaus. Ich glaube, daß außer ihren Lippen auch ihre Augen mir zulächelten, aber es sind so viele Jahre seither vergangen, daß ich es nicht mit Sicherheit zu sagen vermöchte. Doch erinnere ich mich noch, daß ich eine Wolke unbestimmter Traurigkeit über meine Seele ziehen fühlte, als ich sah, daß sie sich entfernte.

Die Fürstin hielt eine Weile den Blick auf die Tür geheftet, durch die ihre Töchter verschwunden waren, und sagte dann in dem milden Ton einer liebenswürdigen, frommen Dame: »Jetzt kennst du sie.«

Ich verbeugte mich:

»Sie sind ebenso schön wie ihre Mutter.«

»Sie sind sehr gut, und das ist mehr wert.«

Ich bewahrte Stillschweigen, weil ich seit je glaubte, daß die Güte der Frauen noch kurzlebiger ist als ihre Schönheit. Diese arme Dame glaubte das Gegenteil und fuhr fort:

»María Rosario wird in wenigen Tagen in ein Kloster eintreten. Gebe Gott, daß sie eine zweite Selige Francesca Gaetani wird.«

Ich murmelte ernst:

»Das ist eine Trennung, grausam wie der Tod.«

Die Fürstin unterbrach mich lebhaft:

»Sicherlich ist es ein sehr großer Schmerz, aber es ist

auch ein Trost, zu wissen, daß die Versuchungen und Gefahren der Welt für dieses geliebte Wesen nicht existieren werden. Wenn alle meine Töchter in ein Kloster einträten, würde ich ihnen folgen und wäre glücklich . . . Leider sind sie nicht alle wie María Rosario . . .«

Sie schwieg, aufseufzend unter einem gedankenverlorenen Blick, und ich glaubte auf dem goldfarbenen Grund ihrer Augen die Flamme eines düsteren, tragischen Fanatismus zu sehen. In diesem Augenblick trat einer der Geistlichen, die bei Monsignore Gaetani wachten, in die Tür des Schlafgemachs und verharrte dort, ohne ein Geräusch zu machen, unschlüssig, ob er unser Schweigen stören sollte, bis die Fürstin, in einem Ton zwischen Herablassung und Leutseligkeit seufzend, ihn zu fragen geruhte:

»Was gibt es, Don Antonio?«

Don Antonio faltete in falscher Frömmigkeit die Hände und schlug halb die Augen auf:

»Exzellenz, Monsignore wünscht den Abgesandten Seiner Heiligkeit zu sprechen.«

»Weiß er, daß er hier ist?«

»Er weiß es, ja, Exzellenz. Er sah ihn, als er die letzte Ölung empfing. Auch wenn es nicht den Anschein hat, so hat Monsignore doch in keinem Augenblick das Bewußtsein verloren.«

Unterdessen war ich aufgestanden. Die Fürstin reichte mir die Hand, die ich selbst in dieser Stunde des Todes mit mehr Galanterie als Ehrerbietung zu küssen wußte.

Dann betrat ich das Zimmer, in dem Monsignore im Sterben lag.